

(Nachdruck verboten.)

19]

## Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Sonst war Tina immer gelaufen, aber nein, heut, jetzt, wo sie ganz bestimmt wußte, daß sie noch einmal gesegnet war, kam sie ein Stolz an. Wenn Hannes freundlich gesagt hätte, gewiß gern, aber so — nein. Der Eigensinn der Schwachen gefellte sich dem Stolz.

„Ich gehn net mehr in den Keller. Wann Du eweil noch Bier trinken willst, mußt Dir dat selber holen gehn — ich net!“

Er sah sie einen Moment ganz verdukt an — was — was sagte die?! Aber dann brach er los, er griff sie am Arm und zog sie zur Stubenthür.

Aber sie widerstrebte: nein, nein, nun erst gerade nicht! Sie ging nicht in den dunklen Keller, wo die Stufen glitschig waren und jeder Schritt ein Fehltritt sein konnte!

Mit Kraft riß sie sich los und kreischte ihm ins Gesicht: „Et is en Schand, wie Du bis — Du bis ja besoffen — aber wart, ich schreiben et nach Haus — ich sagen et meinem Vadder!“ Sie hätte nie daran gedacht, das zu thun, aber nun ersahen es ihr Notwehr. War sie sich nicht auch was schuldig, sich und dem Leben, das die lieben Heiligen in ihren Schoß gesenkt? Er hatte Lust, sie zu schlagen, das sah sie ihm wohl an, aber nein, das durfte er jetzt nicht. Jetzt nicht! Ihre sanften Augen flammten — kam er ihr nicht schon drohend näher, — zuckte es ihm nicht schon in der Hand —? In höchster Erregung hob sie die Arme und hielt sie sich schützend vor:

„Untersteh Dich noch ehz, rühr mich net an!“ Und nun noch einmal lauter: „Rühr mich net an!“

„D lau bis Du ged?!“ Er verstand nicht ihre Exaltation, er hielt die für Freiheit. Was, auch sein Weib wollte ihm trotzen?! Satten sich denn alle gegen ihn verschworen: der Laufeld, die Müller, der Vater, der Advokat? Nun, mochte selbst der Alte ihm obdienen sein, aber hier — hier zu Haus wenigstens ging's nach seinem Kopf. Das Weib sollte still sein mit seinem Gefreiß, es machte ihn toll, ganz rasend.

„Biße still,“ brüllte er sie an; aber sie schrie unter Schluchzen:

„Bis Du nur still! Eine andre hätt' sich sechsmal beklagt, ich sein alleweil still gewesen; aber eweil will ich reden, über uns is doch dat Unglied! Et is über der Mühl', ich weiß et als längst. Du has verspielt, ich han verspielt, mir han all verspielt! Kudste — ihre großen Augen starr aufreißend, wies sie mit zitterndem Finger nach dem Fenster, durch das der dunkle, wintertahle Gang aus zerrissenem Nachtgewölk hereindrante — „da hängt et, da lauert et über der Mühl', et wart nur sein Zeit ab — o Mann, Mann —“ ganz außer sich schlug sie die Hände zusammen — „da is nix mehr zu machen!“

„Nu kriegen ich et aber satt!“ Ein Grausen war dem Manne über den Leib gefahren — was meinte sie, was wußte sie? Vorwürfe? Nein, sie machte ihm ja gar keine, aber doch hörte er die. Und er wollte nichts hören — zum Donner noch einmal, still — nein, gar nichts hören! Pöcken wollte er das vorlaute Weib, gegen die Wand schleudern —

— — „Rühr mich net an!“ schrie sie gellend auf. Er hatte sie um den Leib gefaßt, alle Besinnung hatte ihn verlassen, was er mit ihr wollte, wußte er selber nicht — still sein sollte sie — nein, keine Vorwürfe — die Mühle war noch sein und er stand da, groß und mächtig, — er, der Müllerhannes — was rief sie die Angst, daß die ihn nun plötzlich packte? Nein, keine Angst — wovor denn, warum denn — tot machen mußte man die Angst, daß die nie mehr lebendig wurde — so — so — nie mehr —

„Hannes — rühr — mich — net an — ich sein — Hannes!“

Halb gewirgt lachte sie, — sie stieß ihn zurück — er ihr nach, wie ein Wilder hinter ihr drein — hierhin, dorthin — aus dieser Ecke in jene — zur Thür wollte sie hinaus, seine breite Gestalt verstellte den Ausgang. Da stürzte sie zum Fenster, riß es auf, mit einem Schwung war sie oben, und

mun sprang sie hinab, strauchelte, raffte sich auf und jagte fort, in sinnloser Angst.

In den Stall? Hinter die Holztapel? Da würde er sie zuerst suchen — weiter, am toten Mühlrad vorbei, hinunter ins tote Gärtchen, dessen Beete in Schnee und Schmutz und Nacht verfunken waren. Kam er auch hierhin nach?! Sie hörte seine Stimme:

„Tina! Tina!“

Es klang fürchtbar. Ganz klein kauerte sie sich hinter einer Hecke zusammen, da — hoch ein Knall! Jesus Maria, das war ein Schuß! Jetzt hatte der Hannes wohl das Gewehr von der Wand gerissen, — 's war lange her, daß ein Freundschaftsschuß abgegeben — schoß er durch's Fenster?

„Tina, Tina!“

Sieh', wieder ein Feuerstrahl, — sie konnte seine Gestalt erkennen — er stand am Fenster, das Gewehr an der Wade.

In tödlichem Entsetzen kniff sie fest die Augen zu und preßte die Hände gegen die Ohren — oh, und jetzt, zu dieser Stunde höchster Not — jetzt — jetzt fühlte sie's plötzlich, wie sich das neue Leben in ihr regte. Da riß sie die Hände von den Ohren und rang sie empor zum stummen Himmel:

„Heilige Maria, Muttergotts, bitt' für uns!“

## XII.

Hannes hatte geglaubt, die Bank habe nur von weitem nach seinem Holz geschickt und behalte das nun im Auge zur Sicherheit für die fehlenden Hypothekenzinsen; jetzt mußte er eine gewaltige Enttäuschung erleben. Ein Beamter war gekommen, hatte Stapelholz und Stammholz abgeschätzt, und im Wittlicher Kreisblatt hatte die Bank gleich danach eine Anzeige erlassen, daß sie so und so viel Holz, lagernd auf dem Grundstück des Müllers Kirchweiler zu Maarfelden zu Verkauf ausbiete.

War's möglich, das schöne Holz, das er um so vieles teurer bezahlt, — vierhundert Thaler wenigstens war's wert — sollte wegen der lumpigen zweihundertvierzig Thaler zum Teufel gehen?! Hannes war außer sich — sein Holz, sein schönes Holz!

Das durfte nicht geschehen, das konnte ja gar nicht geschehen, da mußte sich ein anderer finden, der für ihn einsprang, der Bank ihre Forderung bar zahlte. Wah, eine Kleinigkeit! Er hatte ja Freunde; da waren so viele, die mit ihm getrunken hatten.

Die Zeit drängte — jeden Augenblick konnte einer kommen, ihm 's Holz vor der Nase fortholen, so fuhr er umher, von Blechhausen nach Daun, von Daun nach Manderscheid, von Manderscheid nach Großlittgen, von Großlittgen nach Eisenschmitt, von Eisenschmitt nach Bettenfeld, von Bettenfeld wieder heim — niemand konnte ihm ausbelfen. Als sei alles Geld auf einmal aus der Eifel verschwunden, so war's.

„Mir han selber nix!“

Und sie hatten doch was, er wußte es ja, sie wollten nur nicht! Da gab er das Suchen nach freundschaftlicher Hilfe auf.

Das Gesicht, hochrot und gedunsen — die jähe Angst, die das Weib in ihm geweckt, war ihm zu Kopf gestiegen und arbeitete da hinter der zusammengezogenen Stirn und klopfte hinter den Schläfen, als sollten die springen — kam er zum Alten im Dorf. Der würde schon noch was haben, und der war ja sein Vater, der ließ ihn nicht im Stich. Ziemlich sicher forderte er Hilfe.

Aber Matthes war unwirksam: zweihundertvierzig Thaler! Was fiel ihm ein?! Und die Mutter mischte sich mit Klagen drein: sie wollten doch auch leben!

„Schreib an Tina sein Vadder —“ rief der Alte, und wurde ganz vergnügt bei dem Gedanken, einen Ablenker gefunden zu haben — „de' hat et ja derzu — schreib er mir, schreib!“

Ja, das war eine gute Idee: der an der Mosele mußte herausrücken, konnte es ihm ja von der Erbschaft abziehen — rasch, rasch, da war keine Zeit zu verlieren! Aber schreiben dauert viel zu lang, weit besser, man fuhr sofort selber hin und holte sich gleich das Geld.

Spornstreichs lief Hannes nach Haus zurück; er fühlte sich wie von einer körperlichen Pein erlöst, rasch — schon von

Welchem schrie er dem Stiech zu, den er auf dem Hof hantieren sah: „Wit, angespannt — eweil geht es los!“

Doch ehe er noch seine Hausthür gänzlich erreicht, hörte er ein Klagen und Weinen, es schallte aus der Mühle heraus und durchschnitt jammernd die Luft. Das waren die Stimmen von Tina und der Fränz.

Innen im Zimmer sah die Frau, den Kopf auf den Tisch gelegt und schluchzte herzbrechend. Fränz stand neben der Mutter und weinte zur Gesellschaft mit. Der Hund, der sonst immer beim Ofen lag, hatte sich in einen Winkel verkrochen, als witterte er nichts Gutes. Auf dem Tisch lag ein Brief.

„No, wat is dann eweil schon wieder los?“ fragte Hannes. Aber er fragte es nicht in dem früheren, ungeduldig rollenden, sondern in einem gedrückten, fast scheuen Ton — er hatte eine Schuld gegen sein Weib auf dem Herzen. Noch hatten sie kaum mit einander gesprochen seit jenem Abend; sie hatte das Ehebett verlassen und sich mit der Fränz in der Stiebelstube einlogiert, sein Lager war unten aufgeschlagen.

„Tina, no — no, wat dann?“ Er wagte es, ihr die Hand auf die Schulter zu legen. Da weinte sie nur stärker, sah nicht auf, sondern wies mit zitterndem Finger vor sich auf den Tisch.

Aha, der Brief! Er nahm ihn. „Kosdonner noch ehs,“ das fuhr ihm so heraus. Welch ein Pech — was nun?! Der Alte an der Mosel war krank, sehr krank. Jetzt gerade! Er lag im Krankenhaus, da stand's von fremder Hand geschrieben.

„Hän is schon net mehr bei sich,“ fing Tina an zu klagen, „oh, mein Badder, mein Badder!“ In leidenschaftlichem Schmerz begann sie die Hände zu ringen. So hatte Hannes seine Frau noch nie gesehen. Auch er begann zu zwinkern und etwas Nasses im Auge zu fühlen. Eine Ahnung dämmerte ihm, daß die hier um ihre letzte Zuflucht jammerte. Ein plötzlichendes Mitleid mit ihr quoll in ihm auf; so leicht er konnte, strich er ihr übers Haar:

„Tina, freisch' doch eweil net so, hän kann ja noch besser werden!“

„Ne, ne!“ Sie duckte scheu den Kopf unter seiner Berührung und sank wimmernd in sich zusammen: „Oh, Badder, Badder!“

Ihr Ton schnitt Hannes ins Herz, für den Augenblick hatte er seine eigne Bedrängnis ganz vergessen; vorerst kam ihm auch gar kein Gedanke an die rettende Erbschaft.

„Tina,“ tröstete er, „die Rami schreibt doch, noch is Hoffnung möglich!“

„Ne, ne!“ Sie schüttelte verzagt den Kopf: „Oh, Badder, Badder!“

Sie hatte keine Hoffnung mehr. Und nun sah er's, sie hatte bereits ein schwarzes Kleid angethan wie zur Trauer. Draußen peitschte eisiger Winterregen die kahlen Bäume und trommelte auf dem Mühlendach; ein schwerer, grauer Tag kroch müde dahin. Durch die angekauften Scheiben drauß kaum ein Lichtstrahl ins Zimmer. Hannes wischte sich ein Guckloch und schaute hinaus zu den langamen, schwarzen Wolken über den schwarzen Gängen und wieder zurück auf die Trauernde am Tisch. Ein Frösteln lief ihm über den Nacken.

„Tina, eweil wirst Du wohl et Chaische gebrauchten, Du wirst doch Deinem Badder gern die Augen zuthun?“ jagte er kleinlaut.

Sie nickte heftig; zum erstenmal sah sie ihn wieder an, er erschrak über ihren leeren Blick. Keine Hoffnung mehr drin — was — sollte auch er, auch er, nicht mehr hoffen dürfen?! Doch, doch, jetzt erst recht! Sich aufrassend, schrie er im alten, forschenden Ton, dem sie zu gehorchen gewohnt war: „Tina, wit, wit! Et is schon angespannt! Ich fahren mit.“ —

Trotz aller Eile hatten sie den Alten an der Mosel nicht mehr am Leben gefunden. Wer konnte es dem Hannes verdenken, daß er nun, da er dem wie friedlich Schlummernden die Hand auflegte, bei sich selber dachte: „Den is justement zur rechten Zeit gestorben!“ Der Alte hier mit dem griesgrauen Haar hätte doch keine Freude mehr am Leben gehabt, dem war wohlher beim Halleluja der Engel. Aber ihm, ihm — und ein lange nicht gebabtes Siegesgefühl schwellte des Hannes breite Brust — ihm kam jetzt die Erbschaft zu paß! „Eweil sein ich aus aller Bredullich!“

Und wenn's auch nicht viel war, wenigstens lange nicht so viel, als man früher gedacht und als der alte Schlauchfuchs bei der Verheiratung seiner Tina hatte ahnen lassen, so viel würde es doch immerhin sein, sich für's erste die dringendsten

Forderungen vom Halse zu schaffen: die Bank, den Pferde-Levy; ein paar andre kleinere Löcher zuzustopfen — hier ein paar Thaler, dort ein paar — und noch etwas bar übrig zu behalten.

Herrgott! Fast hätte Hannes einen Freudenstreich ausgestoßen — nun konnte er auch sein Holz behalten, sein schönes Holz, oder es doch wenigstens zurückkaufen! Er sagte dem toten Schwiegervater im Grabe so freiwillich und von Herzen gern „danke“, wie er's noch nie einem Lebenden gesagt hatte.

Was würden sie nun sagen, die Schandmüller, wenn er heimkam, den Sack voll Geld?! Nun brauchte er keine Freunde mehr. Sei, was würde sich der Laufeld ärgern, daß der Müllerhannes wieder obenauß war! Jetzt konnte er getrost ernst machen und die Prozeßgedanken gegen den Schleicher wieder aufnehmen, die ihm abhanden gekommen waren in der Not der letzten Wochen. Für gutes Geld findet man einen guten Advokaten. Und die Müller oben am Bach?!

No, das war nun vergessen, wenn sie ihn auch geschädigt hatten; mochten die vor der Hand noch bleiben — arme Teufel mit Weib und Kind — die waren nur von Laufeld angejiffet, die jagt man aber drum noch nicht gleich von Haus und Hof. Die wollten auch leben! 's war wirklich nicht uneben, sich mit denen zu einigen. Und die würden schon kommen, ihm 's erste Wort geben, war er doch jetzt wieder der Müllerhannes, vor dem man den Hut abzieht.

Eine große Weichheit und ein großer Hochmut füllten die Seele des Hannes, der nun zu Alf ein paar müßige Tage versah, auf die Erbschaft des Schwiegervaters wartend.

Sie ward ihm — aber o weh! Es war nicht einmal so viel, als was er im Mindestfall erwartet. Die 3000 Thaler, die ihm die Tina einst von ihrem Vater erbettelt, hatte der aufgenommen als Hypothek auf sein Grundstück; die nie gezahlten Zinsen waren dazugeschlagen, nichts blieb schuldenfrei übrig, als das Stückchen Weinberg, das schon Jahre keine nennenswerte Beträge abgeworfen. Wie kam das nur, wie ging das zu? Es war unbegreiflich! Wie konnte der Alte sich so verwirtschaftet haben?!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Nationale Arbeit.

Von Emil Rosenow.

Als er die Türklinte herabdrückte und die niedrige Ladenthüre aufstieß, ratterte eine altertümlige Klinge blechern durch den niedrigen Raum. Er mußte eine Stufe herabtreten und stand nun in dem kellerähnlichen Laden vor der breiten Tafel, inmitten von hundertertelei Waren, in allerlei Fächern, Schubläden, Tonnen und Kisten. Ein Ladengeschäft vom alten Schlage, wie man sie eben nur noch in kleineren Städten findet und in denen alles zu haben ist. Kolonialwaren, Viktualien, Holzschuhe, Tabakspfeifen und Strickwaren. Aber das Geschäft ging, das wußte er. Der Kaufmann stand in den Büchern der Fabrik mit einer feinen Note; er regulierte prompt, setzte beträchtliche Mengen um und ließ fast nie einen Reisenden ohne Auftrag gehen. Also . . .

Der Reisende stellte sein Mustertöfferchen auf die Ladentafel, legte den spiegelblanken Zylinder darauf, holte ein seidenes Taschentuch hervor und begann den Klemmer zu putzen. Es war das erste Mal, daß er, als neuer Vertreter einer großen Schokoladenfirma, die kleinen Städte besuchte. Was wollte man machen. Man mußte der Konkurrenz folgen, wenn man nicht verdrängt werden wollte.

Es war am Nachmittage; die Zeit, während der die Leute in kleinen Städten zum Nickerchen auf dem Ohr liegen und niemand kaufen kommt. So dauerte es eine ganze Weile, bis endlich aus der Hinterstube der Kaufmann hervortrat. Er war ein kleiner Mann, trug eine Schürze, hatte die Kappe auf dem Ohr und unter der Mütze ein Paar pfliffige Auglein.

Der Reisende machte eine vornehme Verbeugung. „Herr Mehnert selbst? Sehr erfreut. Komme im Auftrage des Kataloo- und Schokoladenhauses Deutschmann u. Co. Wir besuchen zwar sonst die kleinere Kundenschaft nicht, da jedoch Herr Mehnert so lange von uns beziehen, habe ich Auftrag, nachzufragen, wie Herr Mehnert mit Bedienung zufrieden und ob Wünsche vorhanden?“ Der Kaufmann sah erst den eleganten Herrn an; langer, dunkler Paletot, schwarzer Gehrod, blanke Schuhe in halben Samaschen, dazu Glacés, Klemmer, Zylinder . . . dann warf er einen Blick auf das oberste Brett seines Ladenregals, wo eine große Anzahl schwarz-weiß-roter Katalooapatete mit der Aufschrift „Kein ausländisches Fabrikat! — Nationale Ware!“ standen.

„Da,“ sagte er, „se liegen wie Blei. Ich brauche nicht mehr.“ Der Reisende that erstaunt. „Nanu. Dann macht Ihre Firma eine Ausnahme. Ueberall geht sonst unsere Ware reizend ab. Wir müssen jetzt wieder unsern Betrieb vergrößern. Kein Wunder! Der täglich zunehmende patriotische Sinn des Volkes verschmäht allmählich alles Undeutsche.“

„Sol . . . Gml . . .“

„Ganz bestimmt, Herr Mehnert. Wissen Sie, lassen Sie sich warnen vor holländischer Ware. Sie bleibt liegen. Sicher. Das deutsche Volk besimmt sich auf sich selbst; es kauft nichts Ausländisches mehr.“

Herr Mehnert trommelte auf dem Ladentisch. „Wissen Sie, beim Essen un' Drinken is' das den Leuten ganz schnuppe ob's von den Deutschen oder von den Dürken kommt.“

„Oh, oh, oh . . . Herr Mehnert! Es geht eine Bewegung durch das Volk . . . Und dann überhaupt: Wir bringen jetzt eine neue Marke in den Handel: Deutsche Marine. Wenn ich mir erlaubt darf . . .“ Er hatte bereits den Mustertoffer geöffnet und hielt ein Paket in der Hand mit bunten Kellamebildern: auf der einen Seite ein Panzerkreuzer, auf der andern eine Blaujade mit schwarz-weiß-rottem Banner, auf dem geschrieben stand: „Deutscher Marine-Katao. Nationale Ware.“ Er nahm eine wohlwollende Miene an. „Herr Mehnert, ich offeriere Ihnen zuerst, weil Sie unser ältester Kunde am Orte sind. Rücksicht auf Ihre Firma, Herr Mehnert. Sie sollen das Geschäft zuerst machen und ich rate Ihnen, greifen Sie zu ehe die Konkurrenz sich mit dem Artikel versieht. He?“

Der Kaufmann verzog sein Gesicht zu einem gemüthlichen Grinsen. „Hä,“ machte er, „geh'n Sie doch damit nach Leipzig. Das 's ja eene große Seestadt.“

„Ei, ei, Herr Mehnert. Wenn Sie ein bißchen Politiker wären . . .“

„Ach, blei'm Sie mit Ihre Solidität vom-Galse. Das is' nijcht im Geschäft.“

Der Reisende zog ein Etui aus der Tasche. „Cigarre gefällig?“

„Danke.“ Der Kaufmann zog eine heraus, begudete sie von allen Seiten, schnitt mit dem Abschneider die Spitze ab und setzte sie gemächlich in Brand. Der Reisende lehnte sich mit dem linken Arm auf die Ladentafel, mit dem rechten hielt er verführerisch das Katao-Paket hin und qualmte dazu seinen Tabaksteufel.

„Hör'n Sie 'mal, Herr Mehnert. Sie wohnen in 'ner kleinen Stadt . . . also. Ich aber komme aus der Großstadt. Da hat man 'nen politischen Blick . . . ja. Und Verbindung hat man bis zu den Spitzen der Gesellschaft, seh'n Sie. Da weiß man manches, haben Sie schon 'mal vom Deutschen Flottenverein gehört? 'ne hochpolitische Sache. Er eröffnet jetzt überall Zweigvereine. Herr Deutschmann ist auch Mitglied, ich natürlich auch, wie überhaupt jeder wahre Patriot. Und, sehen Sie, darauf spekulieren wir. Wenn der Flottenverein in den hiesigen Bürgerkreisen bloß hundert Mitglieder kriegt, und jedes Mitglied kauft monatlich zwei Päckchen Marine-Katao, so macht das pro Jahr 'nen Umsatz von zweitausendvierhundert Paß. Na, ha'm Sie Worte? Wollen Sie 'n Geschäft machen?“

Er zog ein Buch aus der Tasche, um die Bestellung zu notieren. Aber der Kaufmann machte keine Anstalten. Er sah halb auf der Ladentafel und sog mit ironischem Lächeln an seiner Cigarre.

„Wissen Sie,“ meinte er bedächtig. „Was der Flottenverein is', der hat schon eenen Zweigverein dahie . . . un' der hat drei Mitglieder: den Vorsitzenden, den Schriftführer un' den Kassierer. Der Kassierer das is' der Gerichtsvollzieher, hähähäh!“

Der Reisende machte ein verdüstertes Gesicht. „Was, so unpatriotisch is' man hier?“

„Nu, hier sinn je nich' so. Was unsre Bevölkerung is', die denkt, wenn wir bloß ericht 'nen Schnellzug hädde, aus 'n Kriegsschiffen macht die sich nijcht.“

Eine Weile wußte der Vertreter von Deutschmann u. Co. nichts zu erwidern. Er paffte dicke Qualmwollen in den Laden. Dann sagte er: „So weit zurück seid Ihr aber noch.“

Der Kaufmann blinzelte ihn aber mit seinen listigen Augenlein an. „Uff die Weise wer'n die Deutschmanns dahie ieberhaupt schlechte Geschäfte machen. Frierher hieß 's eesach: Deutschmanns Katao un' verdienen dhat m'r zwöf un' fünfzehn Prozent. Ihe heeß't's: „Deutscher Katao“ un' „Marie-Katao“ und da d'rbei kriegt der Detaillist bloß noch fünf Prozent un' 's Zeug bleibt 'n ooch noch liegen.“

„Berechtrter Herr Mehnert, wir machen eben jetzt unsre Geschäfte im neuen Stil.“

„Ach nee.“

„Unser Motto ist: Kleiner Profit, großer Patriotismus.“

„Ma.“

„Früher offerierten die Reisenden die Waren zu Schundpreisen, heute verlangen wir einen festen Preis, aber wir wenden uns an das nationale Ehrgefühl. Wir gewöhnen dem Deutschen an, nur deutsche Fabrikate zu kaufen. Und haben wir ihn dazu erzogen, dann sperren wir die Grenzen und lassen die ausländischen Waren überhaupt nicht mehr herein. So schaffen wir eine wahrhaft nationale Arbeit.“

Drüben vom Neubau kamen die Maurer herüber und holten sich ihr Vesperbrot. Der eine ein wenig Würst, der andre ein wenig Käse. Sie standen da und hörten zu, wie der neue Vertreter von Deutschmann seine nationalen Ideen entwickelte. Und als dieser sich dergestalt im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit sah, schwoll sein Selbstbewußtsein. Hier galt's eine nationale Mission zu erfüllen. Die Arme gekreuzt, die Beine übereinander-geschlagen, stand er elegant an den Ladentisch gelehnt, ließ den Tabakqualm gegen die Dede ringeln, bläute den Ringeln nach, als sähe er in die Zukunft Deutschlands und redete.

Wenn Sie nur den deutschen Katao von Deutschmann u. Co.

und ebenso nur deutsche Fabrikate kaufen, dann würden für den deutschen Arbeiter goldene Zeiten anbrechen. Die höchsten Löhne würden sie beziehen und, wenn die Grenzen abgesperrt und die ausländische Konkurrenz ferngehalten würde, sei es dem Arbeiter möglich, bald selbst ein kleines Geschäft anzufangen, Ersparnisse zu machen, sein Geschäft zu vergrößern und schließlich auch ein deutscher Unternehmer zu werden. Nicht nach „dem Billigsten“ fragen, sondern nach „dem Nationalen“, das sei der erste Schritt, diese herrlichen Zustände der nationalen Arbeit zu schaffen.

Der Kaufmann drehte seinen Stummel zwischen Daumen und Zeigefinger und pffte dazu durch die Zähne. Die Arbeiter lauten ihre Wurst und ihren Käse und zwinkerten sich gegenseitig zu. Schließlich meinte einer:

„Ich den! m'r bloß, bei d'r nazjenalen Arbeit wer' m'r ooch wieder de Dummnen sinn. 's is' so schon alles d'heuer genug. M'r kann sich bal' keene Wurst mehr loofen. Un' wenn m'r nu' bloß noch deutsche Ware loofen soll, denn wer'n die Preise noch höher wer'n; de großen nazjenalen Herrn steden den Profit in die Tasche un' d'r Arbeeder gukt in den Mond.“

Ha, solche antinationale Gesinnung, solche Rückständigkeit! Da sollten sie beispielsweise die Firma Deutschmann sehen. Da bekomme jeder sein Teil an nationalem Gewinn. Sie sollten ihn ansehen! Nationale Ware, sei nationale Arbeit, sei gesicherte nationale Existenz . . .

Und während er noch sprach, kam der Piccolo von „Deutschen Haus“ herüber gesprungen und brachte ihm einen Brief: „Sehr eilig!“ Deutschmann u. Co. Er riß ihn auf, gewichtig und sichtbar, wie's sich für solchen Brief gehörte. Und er las: „Da Sie trotz mehrfacher Mahnungen nicht die uns versprochenen Aufträge bringen, Ihre wenigen Aufträge aber meistens faule Kunden betreffen, so daß Sie uns nicht die Spesen verdienen, so bedauern wir von Ihren Diensten keinen Gebrauch mehr machen zu können und ersuchen Sie, sofort“ usw.

Er wurde traurig, setzte den Cylinder auf und griff nach dem Mustertoffer. Der Kaufmann, der ihm über die Schulter spionierte hatte, machte ein vergnügtes Gesicht und sagte plötzlich:

„Bissen Sie 'was . . . Schiden Sie m'r emal 'ne Probefendung von Ihrem Marine-Katao.“

„Bedauere,“ erwiderte der Nationale, „da müssen Sie auf den nächsten Vertreter warten. Ich danke für das Geschäft.“

Da lachte der Kaufmann aus vollem Galse. „'s is' wohl nijcht mehr mit d'r nazjenalen Arbeit, he?“

Der Nationale aber schmiß die Thüre hinter sich ins Schloß, daß er das Gelächter nicht höre, und stolperte über das Steinpflaster des Marktes seinem Gasthof zu. Ja, es wurde einem schwer gemacht, im Geschäftsleben national zu sein! —

### Kleines feuilleton.

ie. Für das Verhältnis der geistigen Begabung und der Körperbeschaffenheit haben sich noch immer keine Regeln aufstellen lassen. Wenn man im allgemeinen ziemlich sicher zu wissen glaubt, welches Gesicht klug und welches dumm aussieht, so ist ein solches Urteil doch wesentlich aufs Gefühl begründet und ohne wissenschaftlichen Wert. In Bemühungen hat es nicht gefehlt, eine körperliche Eigenschaft aussändig zu machen, die einen zuverlässigen Maßstab für die Intelligenz der einzelnen Menschen abgeben könnte. Noch heute ist jedem die Lehre vom Gesichtswinkel bekannt, die vor fast 150 Jahren von dem holländischen Anatomen Petrus Camper aufgestellt wurde. Der Camper'sche Gesichtswinkel ist derjenige, der zwischen der senkrechten über dem Nasenrücken verlaufenden Linie und der Linie von der Nasenwurzel nach der Ohröffnung eingeschlossen wird. Je stumpfer dieser Gesichtswinkel ist, desto höher soll das geistige Niveau des Wesens sein. Selbstverständlich bezieht sich dieser Satz auch auf alle Tiere, die eine einigermaßen menschenähnliche Gesichtsforn besitzen. Neuerdings haben drei Forscher an Studenten der Universität Cambridge neue Untersuchungen über die wichtige Frage angestellt, unter ihnen ein Mitglied der Londoner Royal Society, Karl Pearson, und zwei wissenschaftlich vorgebildete Damen, Dr. Lee und Marie Levenz. Kürzlich ist ein vorläufig abschließender Bericht über die Ergebnisse dieser Forschungen an die „Royal Society“ eingeliefert worden. Die Prüfung hat sich auf alle möglichen Beziehungen erstreckt. Zunächst handelte es sich um diejenigen zwischen der Intelligenz und dem absoluten Maß des Kopfes, später wurde die Beziehung zwischen der Intelligenz und dem Verhältnis der Kopflänge zur Körpergröße in Rechnung gezogen. Weiterhin statt der Kopflänge die Kopfbreite genommen. Die daraus erhaltenen Ergebnisse waren nicht befriedigend. Aus den Messungen der Ohrenhöhe, die bei zahlreichen Schulknaben vorgenommen wurde, konnte gar kein Schluß auf die Intelligenz gezogen werden. Vielmehr wurde angenommen, daß die anders lautenden Angaben von zwei Pariser Gelehrten auf einem mangelhaften Material oder einem fehlerhaften Verfahren beruht haben müßten. Ferner wurden Beziehungen zwischen der Intelligenz und der Zugkraft, der Druckkraft, sowie der Weisfichtigkeit geucht, aber auch hier war der Erfolg überall ein negativer. Zwar sahien sich herauszustellen, daß geistig hervorragende Menschen eine geringere Körperkraft und Selbstkraft besitzen als der Durchschnitt, aber die erhaltenen Unterschiede waren doch kleiner als die möglichen Fehler des Verfahrens. Etwas besser sieht es wohl mit der Beziehung zwischen der geistigen Be-

gabung und dem Körpergewicht oder auch dem Verhältnis des Gewichts zur Körpergröße.

Die Forscher sind zu dem Endergebnis gekommen, daß geistig hochbegabte Menschen etwas größeres Körpergewicht, etwas längere und breitere Köpfe besitzen, aber etwas geringere Körpergröße und Körperkraft als die Durchschnittsmenschen, dabei auch häufiger kurz-sichtig sind. In keinem Fall aber haben sich die ermittelten Beziehungen als so wichtig erwiesen, daß man danach die Geistesmenschen als eine auch körperlich von ihren weniger intelligenten Mitmenschen unterschiedene Gruppe bezeichnen oder gar die geistige Begabung nach körperlichen Eigenschaften des Individuums voraussagen könnte. Aus den Messungen an Schülern ging hervor, daß die begabteren sich nur wenig durch bessere Gesundheit auszeichneten, daß aber die Kinder mit wirklich kräftigem Körperbau stets gesünder und auch beträchtlich begabter waren als die nicht atletisch veranlagten.

**Klimatische Veränderungen in Sibirien.** Ein Bericht der „Novoje Vremja“ aus den arktischen Gegenden Nord Sibiriens lenkt die Aufmerksamkeit auf wichtige klimatische Veränderungen in jenen Gebieten, die zu der Annahme berechtigen, daß man dort vor einer neuen Vereisungsperiode steht. Der Winter trat in diesem Jahre in Nord Sibirien ein, als man sich auf den Beginn des Herbstes richtete. Die ersten Schneefälle erfolgten, als man die Senen strich, um zur Ernte zu schreiten, und als man das Heu einbringen wollte, waren die Flüsse schon zugefroren, und Frost lag über dem Lande. Anfang Oktober, wenn die eingeborene Bevölkerung mit dem Fischefang für den Winter beginnt, herrschten schon 25 Grad Kälte, und Flüsse und Seen waren längst durch eine starre Eisdicke in Fesseln geschlagen. Der Winter war eingezogen, bevor der Herbst angebrochen war. Im November und Dezember stieg die Kälte auf 50 Grad, die Erde bekam tiefe Risse, die kleineren Flüsse froren bis auf den Grund zu, die größeren Wasserläufe deckten Eisschichten von drei Faden Stärke. Die Vögel und das Wild erstarren zu vielen Tausenden. Die Bewohner des Landes saßen in ihren Hütten am Feuer und wagten sich nicht ins Freie; ihre Rentierherden hatten sie ihrem Schicksal überlassen. Die Ursache der furchtbaren Kälte soll in den Eismassen zu suchen sein, die im Herbst an die Küsten des Karischen Meeres und Sibiriens angetrieben wurden und festgefroren sind. Die arktischen Eismassen, die bereits im Sommer das Karische Meer zu füllen begannen, haben eine solche Unmenge von Eisbären auf die Küsten Sibiriens geführt, daß selbst die gegen alles gleichmütigen Samojecken in Aufregung gerieten. Die strengen Winter werden in jenen Gegenden immer häufiger, so daß wichtige klimatische Veränderungen bevorzustehen scheinen. Die Samojecken, die besten Naturkerner des Nordens, erzählen, daß die sibirischen Tundren langsam, aber stetig immer weiter nach Süden wandern und die Laubwälder zurückdrängen.

**Aus dem Tierleben.**

**Die Höhe des Vogelzuges.** Fr. v. Lincanus kommt auf Grund aeronautischer Beobachtungen über die Höhe des Vogelzuges zu dem Ergebnis, daß im allgemeinen die Grenze der Vögel bereits in einer relativen Höhe von 400 Meter überschritten sei. Eine große Seltenheit ist es, wenn noch über 400 Meter relativer Höhe Vögel auf Ballonfahrten angetroffen werden. Mit in die Lüfte genommene und dort losgelassene Vögel fliegen bei klarem Wetter direkt zur Erde hernieder; nur ein über den Wolken freigelassener Hänfling wußte sich zunächst im Wolkenmeer nicht zurecht zu finden; eine plötzlich sichtbar werdende Wolkenöffnung benutzte er dann sofort, um zur Erde zurückzukehren. Die Vögel scheinen zu ihrer Orientierung des freien Ueberblickes über die Erde zu bedürfen. Es kam also nicht ein uns unbekanntes instinktives Abmessungsvermögen sein, was die Vögel auf ihren Wanderungen leitet, sondern dieselben werden sich auf ihren Wanderungen nach der Gestaltung der Erdoberfläche orientieren. In meteorologischer Hinsicht wird daher die Bewölkung ein wichtiges Moment bilden, welches die Höhe des Vogelzuges beeinflusst. Dieses spricht dagegen, daß die Zugstrafen in höheren Regionen liegen. Denn je höher die Vögel fliegen würden, um so eher würden sie in die Lage kommen, über Wolken fliegen zu müssen. Solche Wolkenhöhen würden aber dann die Vögel zwingen, wieder tiefer hinabzugehen, um noch die Erde erkennen zu können. Ein häufiger Wechsel in der Höhe ihres Fluges würde aber nur eine unnütze Zeit- und Kraftverschwendung bedeuten, welche die Natur stets vermeidet.

(„Globus“.)

**Technisches.**

**y. Selbstzündler für Gaslicht.** Bekanntlich macht man der Gasbeleuchtung oft den Vorwurf, daß sie trotz vieler recht guter Verbesserungen immer noch nicht dem elektrischen Lichte in Bezug auf einfache Anzündung gleich sei. Nun liegt es ja in der Natur zwei so verschiedene Beleuchtungsarten, daß nicht jede alle Annehmlichkeiten beider in sich vereinigen kann; aber es muß doch gesagt werden, daß auch das Anzünden der Gaslampen heutzutage durchaus nicht mehr mittels Streichholz etc. zu geschehen braucht. Für größere Gasbeleuchtungs-Anlagen hat man hierfür die sogenannten Elektro-Gasfernzündler zur Verfügung. Zu diesem Zweck wird eine kleine elektrische Batterie mittels Leitungen mit den verschiedenen Brennern in geeigneter Weise verbunden. Drückt man nun auf einen der vor-

gesehenen Knöpfe, so springt ein elektrischer Funke am Brenner über und entzündet die mittlerweile selbstthätig geöffnete Gasflamme. Durch zweckmäßige Anlagen kann man diese Art der Gasfernzündung für alle Fälle geeignet machen. Hausbeleuchtungen werden z. B. nach diesem System so eingerichtet, daß die Bewohner, welche nachts nach Hause kommen, auf einen Knopf neben der Hausthür drücken und dadurch die Gasbeleuchtung auf Flur und Treppen in Funktion setzen. Durch ein vorgezogenes Uhrwerk erlischt dann die Beleuchtung nach einiger Zeit von selbst. Derartige Druckknöpfe sind auch in allen Etagen angebracht, so daß man auch des Nachts, wenn man aus irgend einer Etage fortgehen will, genau so bequem die Beleuchtung in Thätigkeit setzen kann.

Da aber die Elektro-Gasfernzündler immerhin eine größere Anlage erfordern, so hat man in Form der sogenannten Zündpillen die Möglichkeit geschaffen, Gasflammen ohne jedes weitere Hilfsmittel schnell entzünden zu können.

Diese Zündpillen bestehen aus Platinaschwamm, der die Eigenschaft hat, aus der Luft Sauerstoff in hohem Maße in sich aufzunehmen. Trifft nun gegen eine solche Zündpille der Gasstrom, so kommt diese nach und nach ins Glühen. Um die Zündung zu beschleunigen, werden diese Zündpillen noch mit einigen feinen Drahtchen versehen, die ebenfalls ins Glühen kommen. Man hat derartige Zündpillen teils an Stöcken befestigt, die man über den geöffneten Gasbrenner hält, teils bringt man sie auch mit Glimmerblättern an den Eylinder der Gasflammen dauernd an. Wo derartige Zündpillen dauernd über dem Eylinder angeordnet sind, hat man nur nötig, den Gashahn zu öffnen und nach einigen Sekunden hat sich die Entzündung vollzogen. Es läßt sich also nicht leugnen, daß man mit Hilfe dieser einfachen Gas selbstzündler in der Lage ist, die Gasbeleuchtung in Bezug auf Entzündung fast genau so einfach und bequem zu gestalten wie elektrische Beleuchtung. Die Zündpillen halten meist mehrere Tausend Zündungen aus. Neuerdings hat man einen besonders praktischen Zünder dieser Art konstruiert, der über dem Eylinder zwei Zündpillen hält. An einem kleinen Glimmer-Flügelrädchen, das durch die aufsteigende Luft in drehende Bewegung versetzt wird, hängen diese zwei Zündpillen beweglich an kurzen Drahtstäbchen. Hat nun nach Öffnung des Hahnes die Entzündung stattgefunden, so schwingen die Zünder infolge der rotierenden Bewegung der Aufhängung aus, werden so der größten Hitze entzogen und durch die fortwährende drehende Bewegung gekühlt, was nicht nur einen schönen Anblick gewährt, sondern auch für die längere Lebensdauer derartiger Platina-Schwammkörper wichtig ist. Durch die Anordnung von zwei Zündern an dem Flügelrädchen über jeder Gasflamme wird auch eine schnellere Entzündung und eine größere Zündsicherheit erreicht.

**Humoristisches.**

**Im Uhrenladen.** Käufer: „Vor einigen Tagen kaufte ich bei Ihnen einen Regulator mit Schlagwerk, sagen Sie, die Uhr schlägt ja gar nicht?“

Uhrmacher: „Da sind Sie aber zu beneiden, lieber Herr?“

Käufer: „Was, auch noch zu beneiden, ja wieso denn?“

Uhrmacher: „Zawohl, wissen Sie denn nicht: „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen!“ —

**Von seinem Standpunkt.** Tochter (vorlesend): „Wer das Glück hat, führt die Braut heim!“

Vater (Bantoffelheld): „Ansim! Wer das Unglück hat, den führt die Braut heim!“ —

**Passendes Bild.** „Wie war es bei Ihrem gestrigen Kaffeekränzchen?“

„Ganz reizend, in jeder Schale Kaffee wurde ein guter Auf ertränkt und zwölf Vergangeneiten wurden umgerührt.“ („Meggendorfer Blätter“.)

**Notizen.**

— Otto Ernst's Schauspiel „Die Gerechtigkeit“ geht am 7. Februar erstmalig im Schauspielhaus in Scene.

— „Ein fideles Gefängnis“ von Alfred Capus wurde bei der ersten deutschen Aufführung im Kölner Residenz-Theater beifällig aufgenommen.

— Moudion und Carill's Operette „Ein durchgegangenes Mädel“ fiel bei der Erstaufführung im Dresdener Residenz-Theater durch.

c. Ein Bild von Alma Tadema: „Vorlesung aus Homer“ erzielte bei einer Versteigerung in New York einen Preis von 121 200 M.

— Der Deutsche Historikertag wird vom 15. April an in Heidelberg tagen.

— Kaffe Füße. Wie groß die Wärme-Entziehung ist, die nasse Füße erleiden, mag folgende von Pottenhofer aufgestellte Berechnung zeigen, die wir dem „Deutschen Hausfreund“ entnehmen: Werden die Füße nach der Durchnässung entweder im Freien oder in Zimmer von trodener Luft umspült, so verdunstet die aufgefangene Feuchtigkeit, und durch diesen Prozeß geben die Füße Wärme ab. Nimmt man an, daß der durchnässte Teil des wollenen Strumpfes nur 45 Gramm wiegt, so erfordert das Wasser, das darin enthalten ist, zu seiner Verdunstung so viel Wärme, daß damit ein halbes Pfund Wasser von Null Grad bis zum Sieden erhitzt werden oder mehr als ein halbes Pfund Eis geschmolzen werden könnte.